

Beilage zum Echo des Siebengebirges.

Sonntag, den 23. November 1924

Einzelnummer 10 Pf.

Nachdruck aller Originalarbeiten verboten.

Mane-Tekel.

Wie einst so saß ein Volk beim Mahle
und lachte einem Gotte Hohn,
Die frevle Hand umfaßte rüttelnd
die Säulen der Altäre schon.

Da schriebst du stumm ein Mane-Tekel
hellflammend an die Himmelswand. —
Ein Volk erwachte aus dem Taumel,
als es der Worte Sinn verstand.

Anita Kaulbars.

Wenn alsdann jemand zu euch sagt: Sehet, hier ist Christus oder dort! so glaubet es nicht. / Zum letzten Sonntag nach Pfingsten.

Liebe Tante!

Haben nun die Ernsten Bibelforscher-Traktätlein auch Dir den Kopf verwirrt? Am Ende glaubst Du selbst im Stillen daran, daß im Jahre 1925 das „Tausendjährige Reich" beginne und daß danach das Ende der Welt gekommen sei?

Laß Dir einmal, liebe Tante, kurz Aufschluß geben, ie diese „Prophezeihungen" zusammenhängen. Du wirst dann vielleicht etwas verständiger darüber urteilen, jedenfalls aber zu den vielen ragen deines letzten Briefes über die „damalige Welt" und die egenwärtige arge Welt" und über die „Brautklasse" und die „Herswahl" und die „Ueberwinderklasse" die rechte Antwort finden.

Der Glaube an ein „Tausendjähriges Reich" oder „Millenium" ist icht neu; er kehrt im Laufe der Geschichte öfter wieder und zwar zueist in Zeiten starker politischer oder kultureller Umwälzungen. Es t die Lehre von einem irdischen Reiche des Messias am Ende der eiten. Es soll mit einer ersten Auferstehung der Gerechten beginnen nd mit der zweiten Auferstehung beim Weltende zum Abschluß komen. In diesen tausend Jahren soll Glück und Friede unter den Menhen herrschen, weil der Satan während dieser Zeit keinen Einfluß hat.

Du weißt doch, lb. Tante, daß die Juden die Weissagungen des saias, Ezechiel und Daniel in irdisch-sinnlicher Weise von einem eltlichen Reiche verstanden, in welchem der Messias dem Volke srael die Herrschaft über die ganze Erde verschaffen und eine Fülle radiesischer Seligkeit überallhin verbreiten werde. Von dieser Vorellung aus haben schon in der ersten christlichen Zeit zwei Sekten, die m Judentum näher standen als dem Christentum (Ebioniten und erinthianer), das tausendjährige Reich erwartet und mit ihm die Beiedigung aller sinnlichen Triebe und die Wiederherstellung des jüdiien Gottesdienstes in Jerusalem. In mehr durchgeistigter Weise iffen auch einzelne christliche Schriftsteller die Vorstellung vom tausndjährigen Reich auf; ihre Auffassung wurde jedoch von den hervorgendsten Vertretern des Christentums (Origenes, Hieronymus, ugustinus) bekämpft.

Auch im Mittelalter zu einer Zeit, wo sich in Kirche und Reich das roße Aergernis des avignonesischen Exils und des Interregnums vorreitete, wurde der Gedanke an ein tausendjähriges Reich wieder achgerufen und zwar vor allem durch die Schriften des Abtes Joachim on Fiore, der die Menschengeschichte in drei Zeitalter teilte: in das es Vaters (das vorchristliche), das des Sohnes (das christliche) und das s Hl. Geistes (das tausendjährige Reich), eine Einteilung, von der u, lb. Tante, vielleicht schon gehört hast.

Es würde Dich nun sicher langweilen, lb. Tante, wenn ich Dir im einzelnen die übrigen Männer und die Frauen nennen wollte, die im Laufe der Geschichte sich mit der Erwartung eines tausendjährigen Reiches befaßten. Ihre Weissagungen zerfielen dadurch in sich selbst, daß das 1000jährige Reich zu den prophezeihten Terminen nicht eintrat. Jene Strömung jedoch wird Dich ohne Zweifel interessieren, aus der die heutigen Prophezeihungen von der Ankunft des Herrn zum tausendjährigen Reich hervorgegangen sind.

Vor etwa 200 Jahren ging durch den deutschen Protestantismus eine starke religiöse Welle, die man Pietismus nennt. Aus dieser religiösen Begeisterung heraus begann der protestantische Gelehrte J. A. Bengel, der im Schwäbischen wirkte, aus der Hl. Schrift die Zeiten der Erde zu berechnen. Er kam 1741 zu dem Ergebnis, daß die Gesamtsumme der Erdenjahre 7777 betrage. Von dieser Summe zog er die 3940 Jahre von Adam bis Christus ab, ferner 2000 weitere Jahre vom Anbruch des tausendjährigen Reiches bis zu seiner Vollendung; und so ergab sich für ihn die Feststellung, daß das Jahr 1837 der Termin sei, an dem man die Ankunft Christi zu erwarten habe.

Durch Bengels Schriften und durch seine Schüler drangen diese Berechnungen tief in das gläubige evangelische Volk ein; sie verloren auch dann ihren Einfluß nicht, als das Jahr 1837 vorübergegangen war, ohne daß die Ankunft des Herrn erfolgte.

Nun weiß Du ja selbst, liebe Tante, aus den Erzählungen des Großvaters, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als nach den napoleonischen Kriegen in Deutschland mancherorts große wirtschaftliche Not herrschte, — daß damals viele Leute aus Deutschland und Böhmen auswanderten. Mit diesen Auswanderern aber kamen die Erwartungen der baldigen Ankunft des Herrn nach Holland, England und Nordamerika, wo sie unter den dortigen Reformierten neue Wurzeln schlugen.

In Amerika fanden diese Ideen offenbar den günstigsten Boden. Denn dort entstand sowohl die Sekte der Adventisten (adventus = Ankunft des Herrn), wie auch die Sekte der „Ernsten Bibelforscher". Und nun kommen dieselben Ideen — sonderbar genug — in neuer Form aus Amerika wiede rnach Deutschland zurück.

Die Traktätchen, lb. Tante, über das tausendjährige Reich, die Du Deinem Briefe beilegtest, sind von der „Wachtturm Bibel- und Traktat-Gesellschaft" in Barmen, Unterdörnerstr. 76, gedruckt. Das ist eine Filiale der amerikanischen Ernsten Bibelforscher-Zentrale in Brooklyn, die von dem Urheber der „Ernsten Bibelforscher" 1884 selbst gegründet wurde. Es sind hauptsächlich Auszüge und Uebersetzungen aus den Schriften des Urhebers dieser Sekte, des amerikanischen Kaufmanns Charles Taze Russell.

Damit Du Dir einen Begriff davon machen kannst, lb. Tante, wie dieser Mann zu seiner Lehre vom tausendjährige Reiche gekom-

men ist, sei folgendes vorausgeschickt: Ch. T. Russell stammt aus einer wohlhabenden kalvinischen Familie in Pittsburg in Nordamerika. Er ist 1852 geboren, im Calvinismus erzogen, und zeigte schon früh ein starkes religiöses Interesse. Er war noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, als er schon in einer unabhängigen religiösen Gemeinde als Prediger auftrat. Es kamen ihm sehr bald starke Bedenken gegen einzelne Lehren des Calvinismus.

Eine Frage vor allem war der Gegenstand seiner religiösen Zweifel: die Frage der ewigen Verdammnis. Calvin hatte gelehrt, ein Teil der Menschen sei von Ewigkeit her zur Seligkeit, der andere Teil zur ewigen Verdammnis vorherbestimmt. Diese sog. Prädestinationslehre, die dem freien Willen des Menschen jede Bedeutung nimmt, wurde von Russell mit Recht als unvereinbar mit Gottes Gerechtigkeit erkannt. Unter dem starken Eindruck jedoch, den diese Zweifel auf ihn machten, ging Russell bis zum Aeußersten: er leugnete die Verdammnis überhaupt, auch die durch den Menschen verschuldete.

Um seine Ansicht zu stützen, forschte er in der Hl. Schrift, und als er glaubte, den verborgenen „Plan Gottes mit der Menschheit" gefunden zu haben, gab er 1873 seine Schrift heraus „Der Zweck und die Art der Wiederkunft unseres Herrn", und als diese Schrift weite Verbreitung fand — ein Zeichen, daß der Glaube an die baldige Wiederkunft des Herrn damals schon viele Anhänger hatte — ließ er von 1879 die Halbmonatsschrift „Zions Wachtturm" erscheinen. Seine Anhänger nannten sich „Ernste Bibelforscher".

In Deinem Brief, lb. Tante, schreibst Du, die Lehre der Ernsten Bibelforscher von der Ankunft des Herrn könne nicht so unrecht sein, da doch auch wir an eine Wiederkunft des Herrn glaubten. Das letztere ist richtig; nur darfst Du darüber nicht vergessen, lb. Tante, daß die Ernsten Bibelforscher von der Wiederkunft des Herrn eine ganz andere Auffassung haben, als alle Christenmenschen, die bis dahin auf Erden lebten.

Sehr bedenklich ist es von vornherein, daß Russell das Jahr der Ankunft des Herrn genau berechnen will, während doch Christus der Herr ausdrücklich lehrte: „Tag und Stunde weiß niemand". Noch bedenklicher ist die Art, wie Russell die Berechnung anstellt; und gerade diese Berechnung, liebe Tante, müßte Dir zeigen, wie unzuverlässig die bibelforscherischen Prophezeihungen sind: Im dritten Buch Moses steht eine Stelle (Kap. 26, V. 18), in der es heißt, daß Gott die Züchtigungen des Volkes, wenn es trotz der vorhergehenden Strafen nicht gehorchen wolle, „siebenfach vermehren" werde. Aus dieser Stelle zieht Russell folgenden Schluß: Das „siebenfach" bedeute „sieben Zeiten". Eine „Zeit" sei gleich einem Jahr zu 360 Tagen. Jeder Tag in einem solchen Jahr bedeute „symbolisch" wieder ein Jahr. So ergeben sich 7×360 = 2520 Jahre. Diese 2520 Jahre aber bedeuten die „Zeiten der Heiden". Wenn man die „Zeiten der Heiden" mit dem Jahr 606 v. Chr., dem Anfang der babylonischen Gefangenschaft der Juden, beginnen läßt, kommt man auf das Jahr 1914 als Endpunkt. In diesem Jahre müssen also die „Zeiten der Heiden" aufhören und das „Tausendjährige Reich" Christi anfangen.

Wie denkst Du zu dieser Berechnung, lb. Tante? Das Jahr 1914 war sicherlich sehr schlecht prophezeit, um als Anfang des 1000jährigen Friedensreiches zu gelten. Das sahen auch die Ernsten Bibelforscher ein, und Russell verlegte den Beginn des tausendjährigen Reiches auf 1918. Als auch 1918 als Anfang des tausendjährigen Reiches nicht geeignet war, wurde von den Ernsten Bibelforschern — Russell war 1916 gestorben — der Anfang des tausendjährigen Reiches auf 1925 verlegt. Ob Du wohl jetzt noch, lb. Tante, großes Zutrauen zu dieser Prophezeihung haben wirst?

Sehr vorsichtig gegenüber diesen Sekten dürfte Dich auch die Vorstellung machen, die die Ernsten Bibelforscher von der Ankunft des Herrn und dem tausendjährigen Reiche selbst haben. Nach Russells Lehre ist die Wiederkunft des Herrn bereits 1874 erfolgt; sie sollte nicht, wie man bisher fälschlich geglaubt hat, in Macht und Herrlichkeit geschehen, sondern „still und von der Welt unbemerkt". Die 40 Jahre von 1874 bis 1914 sollten die „Zeit der Ernte" sein, nach deren Verlauf das tausendjährige Reich hätte beginnen sollen. Da nun der Anfang des tausendjährigen Reiches von 1914 auf 1925 verlegt ist, werden im nächsten Jahre etwa folgende Ereignisse zu erwarten sein: Zunächst findet die „Herauswahl" statt, d. h. die „erste Auferstehung", bei der nur die ganz Vollkommenen der früher verstorbenen in Frage kommen. Diese Herausgewählten, die der „Brautklasse" angehören, werden „der vollständigen göttlichen Natur — Geist und Leib" teilhaftig. Nach der „Brautklasse" wird die „Ueberwinderklasse" auferweckt. Zu ihr gehören die Vollkommenen, die „Ueberwinder" des Alten Bundes. Sie gelangen jedoch nur zur „Stufe menschlicher Vollkommenheit", wie sie Adam vor dem Sündenfall hatte. In diesen beiden Klassen werden auch die übrigen Verstorbenen auferweckt, jedoch nicht alle auf einmal, sondern in gewissen Zeitabständen. Die zuletzt auferstandenen ist im tausendjährigen Reich noch einmal Gelegenheit gegeben, sich zu bewähren. Fügen sie sich der Herrschaft der Gerechtigkeit, dann erhalten sie ein „ewiges Leben auf Erden", ölen sie aber hartnäckig, dann werden sie gänzlich vernichtet, so daß nichts mehr von ihnen übrig bleibt.

Wenn die „Ernsten Bibelforscher" recht haben, lb. Tante, dann werden wir das nächste Jahr nicht nur als den Beginn einer neuen tausendjährigen Friedenszeit mit paradiesischen Zuständen auf unserer Erde begrüßen, wir werden gleichzeitig mit ganz neuen Menschenklassen zusammenleben, mit der „Brautklasse", mit der „Ueberwinderklasse" und mit einer dritten „Geistklasse", zu der nach Russell die „große Schar" derjenigen gehört, die zwar Weizen sind, jedoch „nicht völlig reif zur Zeit des Einsammelns der Erstlingsfrucht", die nicht aus dem Geiste sind, „welche aber mit Holz, Heu und Stoppeln gebaut haben".

Bemerkenswert ist übrigens, lb. Tante, daß einer der „Ernsten Bibelforscher", der zur Brautklasse gehört, bereits auferweckt ist und die göttliche Natur angenommen hat: es ist Charles Taze Russell, der Gründer der Ernsten Bibelforscher selbst. Er ist der einzige, der seit 1916, oder vielmehr seit Anbeginn der Welt, nach seiner Auferweckung vom Tode dieselbe Vollendung erreicht hat wie Jesus Christus nach der Auferstehung.

Es ist nichts Angenehmes, lb. Tante, in den Schriften der „Ernsten Bibelforscher" zu lesen. Sie machen durch ihre oberflächliche Zahlenmystik den Eindruck schlimmer Verworrenheit; sie widern an durch die Wiederholung all der geschichtlichen Entstellungen, die im Laufe der Zeit gegen Kirche und Papsttum erhoben wurden; sie haben diese Entstellungen nötig zum Nachweis, daß Kirche und Papsttum der Antichrist seien. Wenn Du Dich trotzdem über die Lehren der „Ernsten Bibelforscher" und anderer moderner Sekten genauer unterrichten willst, lb. Tante, dann kaufe das kürzlich bei Herder erschienene Buch „Religiöse Volksströmungen der Gegenwart." Es ist zwar zunächst für Seelsorger geschrieben, aber Du wirst es in der Hauptsache doch wohl verstehen können. Es wird Dich um so mehr interessieren, als darin auch das Wesentliche über Spiritismus, Okkultismus und die Anthroposophie R. Steiners enthalten ist. Das Buch ist in jeder kath. Buchhandlung erhältlich.

Eines, lb. Tante, hat mich schon manchmal gewundert, wie eine widersinnige, einfältige Lehre eine größere Zahl von Anhängern finden konnte. Ob es die stete Sucht vieler Menschen ist, über die „letzten Dinge" etwas Genaueres zu erfahren? Mir scheint fast, daß dies nicht der einzige Grund nicht ist, daß vielmehr das kaufmännische Talent Russells viel zur Verbreitung seiner Lehre beigetragen hat. Russell hat es fachlich gut verstanden, alle seine Einrichtungen durch Gründung von Gesellschaften, Kassen, Kontoren, Vereinigungen usw. gut und auf weite Sicht zu finanzieren. Den Brief eines Freimaurers vom 33. Grade, der vor einiger Zeit wieder von sich sprechen machte und in dem es heißt: „Wir (Freimaurer) geben ihnen (den „Ernsten Bibelforschern") auf dem bekannten indirekten Wege viel Geld durch eine Anzahl Brüder, die während des Krieges sehr viel Geld gewonnen haben; es tut ihrem dicken Portefeuille nicht weh! Sie gehören zu den Juden" — diesen Brief wirst Du wohl in der Zeitung gelesen haben. Nimmt man den Schluß dieses Briefes dazu, in dem wörtlich zu lesen ist: „Das Prinzip, ein Land zu erobern, ist, seine Schwächen auszunützen und seine Säulen zu untergraben . . . Die katholischen Dogmen sind unseren Plänen lästig, deshalb müssen wir alles tun, ihre Anhängerzahl zu vermindern und sie lächerlich zu machen", so wird der Eifer der „Ernsten Bibelforscher" bei weitem nicht mehr so geheimnisvoll erscheinen. — —

Und du, lb. Tante, hast in den Schriften und Traktätchen, die dir die „Ernsten Bibelforscher" in großmütiger Weise zum Geschenke machten, mit solcher Andacht gelesen!

Wie einfach und klar und erhaben ist doch die christliche Lehre von den „Letzten Dingen"! Wie majestätisch ragt sie empor über den apokryphen Wust der modernen Sekten! Wohl ist sie ein versiegeltes Buch, in dem nichts steht über Tag und Stunde. Gerade als versiegeltes Buch aber ist sie ein stilles Dokument der göttlichen Gerechtigkeit, das uns die Gewißheit gibt, daß die Rätsel dieser Erde einmal ihre Lösung finden, daß es eine Erhöhung des Guten und eine Sühne der Verworfenheit gibt.

Nicht wann die Ankunft des Herrn sei, soll unsere Sorge sein, lb. Tante, sondern wie wir jederzeit bei dieser Ankunft bestehen können.

Gott befohlen, lb. Ta...

M...

Die Zerstörung Jerusalems. / Von Johannes Kel...

Im Anschluß an das Evangelium vom letzten Sonntag nach Pfingsten, das die Weissagung des Herrn über die Zerstörung Jerusalems enthält, dürfte eine kurze Erinnerung an die geschichtliche Erfüllung jener großen Prophetie, die zugleich eine ernste Mahnung an das Weltgericht ist, angebracht sein.

Die Belagerung durch Titus begann am 14. April, an demselben Tage, an dem die Juden 37 Jahre vorher Christus ans Kreuz geschlagen hatten, und endete am 11. September des Jahres 70. Während dieser Zeit hielt Titus die Stadt mit einem gewaltigen Heere ringsum eingeschlossen. An der Nordwestseite führte er mehrere Dämme auf, von denen herab die Belagerungsmaschinen arbeiteten. Die Juden boten nun das äußerste auf und vernichteten die Wälle. Da erfand Titus eine neue Kriegsführung. Er ließ um die ganze Stadt eine Mauer aufrichten, an der 17 Tage gearbeitet wurde. Von 13 Kastellen aus konnte die ganze Stadt übersehen werden, und das Römerheer überließ die Stadt ihrem Schicksal. Die Einwohner wurden von Seuchen und Hunger geradezu verzehrt. Nun war es gerade zur Zeit des Osterfestes, in der etwa 3 Millionen Menschen in der Stadt waren. Zu fliehen verbot schon das hohe Nationalbewußtsein der Juden. Nur die Christen waren rechtzeitig nach Pella geflüchtet und von allem

teil verschont geblieben. Es steht aber fest, daß damals 115 000 Menschen des Hungertodes gestorben sind, und durch die Ueberfälle der Römer stieg die Zahl der Toten auf 1 100 000. Durch diese Ueberfälle, die als Straßenkämpfe zu denken sind, wurde der letzte Rest der Pracht Jerusalems verwüstet und niedergetreten. Langsam stieß die verheerende Barrikade der Römer vor. Haus für Haus wurde zertrümmert, und die Einwohner ließen lieber ihr Haus unter sich zusammenfallen, oder das Dach über ihrem Kopfe einstürzen, als daß sie die Flucht ergriffen hätten. So wurde die Stadt tatsächlich dem Erdboden gleichgemacht. Nur drei Türme und einen Teil der westlichen Mauer befahl Titus stehen zu lassen, die Türme, um den Sieg der Römer unwiderruflich hervorzuheben, die Mauern als Unterkunft der zurückgelassenen römischen Truppen. Und auch diese spärlichen Ueberreste gingen dahin, als im Jahre 136 Kaiser Hadrian nach der Unterwerfung eines nochmals unter Bar Kochba erfolgten Aufstandes der Juden an Stelle der alten Stadt eine neue mit dem Namen Aelia-Capitolina errichtete. Später aber wollte Julian Apostata (361—363) die Weissagung Christi zu Schanden machen und den Tempel wiederaufbauen. Da schlugen Flammen aus dem Boden und verhinderten das gottesabtrünnige Werk.

Ueber die Zerstörung Jerusalems erzählt Bischof von Keppler folgendermaßen: „Wehe! mit welchen Strömen von Blut muß das vergossene Blut der Propheten und des Messias gerächt werden! Die Christen verlassen die Stadt, die Engel den Tempel. Titus zieht heran, der Fluchbote der Strafgerechtigkeit, der Vollstrecker des Gerichtes über die Prophetenmörderin und Gottesmörderin. Sie hat ihren Erlöser gekreuzigt: siehe, rings um die Stadt, Hunderte von Kreuzen, an welche Titus die aus Verzweiflung aus der Stadt geflohenen Juden schlagen läßt. Sie hat unschuldiges Blut vergossen: siehe, das Blut ihrer Kinder fließt in Strömen durch die Straßen. Sie hat die Annahme des Brotes des Lebens verweigert, und was das Schwert nicht mordet, mordet der Hunger. Sie hat ihre Kinder mithineingezogen in ihr Verderben aus dem Fluche verpfändet, zu Hunderten liegen Säuglinge und Kinder verschmachtet am Boden, und eine Mutter schlachtet ihr eigen Kind, mit seinem Fleisch den Hunger zu stillen. Sie hat den Tempel entweiht: eben fährt zischend der Feuerbrand ins Innere des Heiligtums, ein Flammenmeer umwogt den Tempel und verzehrt, ein grausenerregendes Brandopfer, eine Hekatombe von Menschen. Jerusalem ist nicht mehr, kein Stein mehr auf dem andern. Das Volk Gottes hat aufgehört zu existieren. Es lebt nun fort in zerstreuten Ueberresten, am Leben erhalten, als Zeuge des Strafgerichtes Gottes: am Leben erhalten, um das Volk des Neuen Bundes zu strafen und zu züchtigen, sobald es das alte Israel im Abfall von der Bundestreue und der Bundespflicht nachahmt."

Jerusalem ist zwar im Laufe der Jahrhunderte wieder aufgebaut worden und ist heute immerhin eine beachtenswerte Stadt. Aber das Trauerdenkmal der ehemaligen Zerstörung ist ihr für alle Zeiten unauslöschbar aufgedrückt. Es ist eine über Schutt und Asche schlecht und winklig aufgebaute Stadt. Die Architektur ist massisch und wenig reizvoll. Terassierte Gewölbe und Kuppeln ruhen auf schwerfälligen Quaderwänden. Die Straßen machen durchweg einen düsteren und unfreundlichen Eindruck. Ruinen und Trümmerstücke schieben sich noch heute bis fast an die Häuser vor. Die Wälder sind wie ausgerottet, und um den Mauern der Stadt befinden sich schauererregende Friedhöfe mit zerbrochenen Grabsteinen. Nur ganz spärliches Grün bedeckt die Gegend. Einst die große nationale und religiöse Metropole, ist sie jetzt eine Pilgerstadt, die von dem Almosen der ganzen Welt lebt.

Lichtbilder. - Die Geschichte eines Kindes. / Von Margarete Hüttig.



Die kleine Emma Krey ging mit Buch und Tafel unter dem Arm schneller als sonst aus der Schule nach Hause. Daheim war es nicht schön für sie; in der Schule und — wenn es nicht regnete — auch auf der Straße war es besser, darum hatte sie es eigentlich niemals eilig mit dem Heimkommen, wenn auch der Wind kalt durch ihr dünnes Röckchen fuhr. In der Schule war sie am liebsten, denn da war es warm und da fand sich auch manchmal ein Butterbrot, das andere achtlos liegen gelassen hatten. Die Mutter konnte ihr meist nur trockenes Brot mitgeben, manchmal auch gar nichts — und Hunger tut weh! Da nahm sie gern, was sie unter den Schultischen fand!

Einige Male war es schon gemerkt worden und die anderen Kinder lachten sie aus, wenn sie es sahen; ja, eins der Mädchen hatte sogar einmal behauptet, Emma Krey habe ihr das Brot „gestohlen". Seitdem war sie noch scheuer als vorher geworden und von den anderen wurde sie fast gänzlich gemieden.

So war sie ein einsames Kind, einsam in der Schule, einsam zu Hause; es war zwar niemand unfreundlich zu ihr, aber auch niemand freundlich. Sie fühlte, es war allen gleichgültig, ob sie da war oder nicht.

Da baute sie sich in ihrem kleinen Herzen eine eigene Welt auf, in der alles, was mit Bildern zu tun hatte, eine große Rolle spielte. Oft stand sie lange vor den Auslagen von Buchhandlungen und vertiefte sich ganz in die Bilder und den Buchschmuck, den sie da sah. Und kürzlich in der Schulmesse, da waren ihrer Nachbarin zwei Heiligenbildchen aus dem Gebetbuch gefallen. Emma hatte sie aufgehoben und der anderen reichen wollen, aber die sagte gnädig: „Du kannst sie behalten, ich hab' zu Hause einen ganzen Kasten voll!"

Die Glückliche! — Aber Emma war jetzt auch glücklich, und immer und immer wieder betrachtete sie ihren Schatz. Wie selten trat eine solche kleine Freude in das dunkle Leben dieses armen Kindes!

Nun aber stand ihr vielleicht eine ganz große Freude bevor: Sie sollte Lichtbilder zu sehen bekommen — Lichtbilder! Vielleicht! Das mußte doch etwas ganz Wundervolles sein! Sie hatte das Wort schon manchmal auf großen Plakaten gelesen — es sich zusammenbuchstabiert. Und heute, als die Schulkinder schon zum Aufbruch gerüstet standen, die Tafeln und Lesebücher schon gepackt und die Hände zum Schlußgebet gefaltet waren, da hatte es auf einmal ganz eilig an die Klassentür geklopft und der Herr Schulrektor war hereingekommen: „Einen Augenblick!" sagte er, sprach ein paar Worte mit der Klassenlehrerin und wandte sich dann an die Kinder. Da verkündete er, daß übermorgen in der Turnhalle eine schöne Vorführung von Lichtbildern sei, große Bilder aus dem Leben der lieben Heiligen, und zum Schluß ein Märchen in Bildern, und jedes Kind solle zehn Pfennige dafür mitbringen. Welch ein Jubel, so, wie ihn nur die Schuljugend kennt, wenn irgendein außergewöhnliches Ereignis den regelmäßigen Gang des Schullebens durchquert.

Auch Emma war selig in der Vorfreude, sie malte sich den Genuß, große leuchtende Bilder zu sehen, in den herrlichsten Farben aus. Und nun eilte sie, um die Mutter daheim teilnehmen zu lassen an ihrer Freude. Aber da fiel ihr die Sache mit den zehn Pfennigen plötzlich wie Zentnerlast aufs Herz, und ihr Schritt verlangsamte sich. Würde Mutter ihr zehn Pfennige geben können? Gestern war der Erste gewesen, da hatte der Hauswirt die Miete geholt. Mutter hatte den ganzen Tag geweint. Sie hatte auch zu wenig Verdienst, und jetzt gab es kaum noch Arbeit. Seit das sechste Kindchen da war, konnte sie gar nicht mehr so schaffen wie früher; sie fühlte sich immer krank, und da konnten die reichen Leute sie zum Waschen und Putzen nicht brauchen. Vater war nun schon über ein Jahr tot. Ja, wie der noch lebte, da war es ganz anders gewesen, da waren sie immer alle satt geworden; jedoch seit dem Tage, als man den vom Neubau Gestürzten bewußtlos ins Hospital gebracht hatte, wo er nach wenigen Stunden gestorben war, seitdem war der Hunger bei ihnen Gast. Kartoffeln und immer wieder Kartoffeln! Manchmal fehlten auch die noch. Das kleine Brüderlein, so meinte die Mutter, würde wohl auch bald sterben — aber das wäre schließlich das beste, da würd' es ein Englein im Himmel, wo es Hunger und Kälte nicht mehr gibt.

Das alles ging dem frühreifen Kinde durch den Kopf, als es langsam die vier Stiegen der Mietskaserne hinaufstieg. Die dumpfe Luft, die das Haus erfüllte, drohte den letzten Rest ihrer Freude zu ersticken: Ob sie der Mutter vielleicht besser gar nichts von der Vorstellung sage und von vornherein darauf verzichte? Aber ach, ihr ganzes Herz hing daran! Sie hatte noch nie einen so großen Wunsch gehabt, als den, diese Lichtbildervorführung besuchen zu können und sie glaubte so fest, er müsse sich ihr auf irgendeine Weise erfüllen.

Sie erreichte das höchste Stockwerk. Leise und schüchtern drückte sie sich durch den schmalen Türspalt in den fast leeren Küchenraum. Durch das kahle Fenster drang ungebrochen das kalte weiße Tageslicht des Winters.

Das Kind schlich zu dem schwarzen abgenutzten Herd. Er war alt vom Trödler gekauft, nachdem der schöne weiße, den sich die Mutter zur Aussteuer mitgebracht, hatte zu Geld gemacht werden müssen. Die Mutter saß daneben und hielt das kleinste Büblein mit dem greisenhaften Ausdruck in dem welken Gesichtchen auf dem Arm; sie gab es sofort an Emma ab.

Es wurde kein Wort, kein Gruß zwischen Mutter und Tochter gewechselt. Stumpf geworden durch die bitterste Armut, erledigte die Frau fast automatenhaft ihre Arbeit. Sie bemühte sich, nicht mehr über das Leben nachzudenken, nur ganz selten noch ließ sie sich von der ganzen Fülle ihres Elendes überfluten, wie gestern, nach der trostlosen Unterredung mit dem Hauswirt, der ihr fast das letzte genommen.

Emma kauerte sich in die Herdecke und sang leise, um den wimmernden Säugling einzulullen. Sie wußte nicht, was sie summte, sie dachte nur an die Lichtbilder.

„Mutter," begann sie endlich doch zaghaft.

„Was ist?"

„Ach, Mutter, übermorgen ist in der Schule eine Vorstellung —"

„Eine Vorstellung? — —"

„Ja — Lichtbilder — ach, Mutter, so schöne, ganz große von den lieben Heiligen, und ein Märchen — —" und die Augen des Kindes glänzen und blicken fragend zu der abgemagerten großen Frau auf, heiß Verständnis suchend in den Zügen der Mutter.

Die aber wendet sich ab, damit ihr Kind das Weh nicht sieht, das in ihr aufsteigt. An der Wasserleitung spült sie die soeben geschälten letzten Kartoffeln ab.

„Was schert das dich," sagt sie nach einer Pause finster; „habt ihr's denn umsonst?"

„Ach, ich möchte so furchtbar gern die Bilder sehen," flüsterte Emma, „aber — —"

„Aber Geld sollt ihr mitbringen!" ein grelles Lachen begleitet die Worte der Mutter, die sich jäh umwendet, mit einem Ausdruck von Hohn in dem früh gealterten Gesicht.

(Schluß folgt.)

Das Posthorn im stillen Land. / Kulturgeschichtliche Plauderei von Dr. R. Frielingsdorf, B. Gladbach. (Schluß)

Der dortig Postmeister empfanget mich gar freundlich und sicherte mir heilig zu, daß er unserem Botenambt getreu verbleiben wölle und alle Briefen for Cöllen und Frankfurt durch unser Boten zu befördern willens sey. Alsdann satzte ich eyn groß Schreiben auf an einem hochedelen und hochweisen Rath unser freyen und Reichsstadt Cöllen, schreibende wasmaßen in Dortrecht unser Sach gut stunde. Ander Tags fuhren wir mit eyn Schifflein nacher Rotterdam, allwo der dortig Postmeister alsogleich bereit war, an dem Vertrag mit unserem städtischen Botenambt festzuhalten. Ich verlebte eine gar köstliche Zeit bey denen niederländischen Freunden und besuchete in der Folgezeit annoch die Herren in Leyden, Gouda, Utrecht und Amsterdam, so mir alle zu wissen gaben, wasmaßen sie herzlich erfreuet seyen, daß unser Botenambt annoch wie bishero die niederlandischen Brief nacher Cöllen und Frankfurth bestelleten. Einzig der Postmeister in Amsterdam vermeynte, er habe von denen Thuen- und Taxisschen Herren so gute Zusprach erhalten, daß er eyn Teil von denen Briefen wölle auf die kayserliche Post aufliefern, sintemalen ihm gesagt seye, daß unser Botenritt durch kayserliche Postpatenten hinfüro verboten seye. Ich belehrete ihn eines Besseren und weisete ihn das Kayserlich Reichshofraths-Conclusum, durch sothanes Urteil offenkundig unser Botenambt bestätiget würde, maßen er mir alsdann item versicherte, daß er hierfüro wieder treu zu uns halten willens sey.

In Gouda erlangete ich sogar, daß der dortig Postmeister zusagte, seine Briefen for Cöllen und Frankfurth durch unser Boten zu bestellen und dieweyl Gouda nicht zu denen for uns concedierten Städten gehörte, beredten wir, daß er seine Briefen nacher Leyden schicken solle, allwo sie dann in das dortig Paquet verpackt würden, hingegen ich die Briefen for Gauda item samt dem Leydener Paquet in Cöllen verpacken sölle. Tag for Tag referierete ich einem hochedel und hochweisen Rath in Cöllen, wasmaßen mein Reys nach denen niederlandischen Städten vürtrefflich zum Ziele geführet und dieweyl ich allbereits zwei Wochen unterwegens und eyn groß Heimweh mich packte, machte ich mich wieder auf die Heimreys, nachdem ich mich von denen hollandischen Fründen gar herzlich verabschiedet hatte.

Dasmal reisete ich mit eyn Schiff, so von Utrecht den Rhein heraufgezogen wurde, nacher Nymwegen, allwo ich eyn schön Postkutschen von dero Königlich preußischen Post antraf, mit sothaner Kutschen ich dann über Kleve, Marienbaum, Neuß, Dormagen reisete und an eyn Donnerstagabend vor Thoresschluß wieder in unserem lieben Cöllen arrivierete. Ich war baß erstaunet über die Akkuratesse, so der preußische Wagen beseigete. Wohl schmerzeten mich all meine Glieder, dieweyl der Weg gar holpericht war, aber der Postillon war so brav gefahren, daß er sein Abfahrtszeichen allerorts gut innehalten und wir zu bestimmter Zeit in Cöllen arrivierten.

Gar groß war meiner lieben Ehefrauen Freude, da sie mich gesund wiedersah nach einer so langen und beschwerlichen Reys. Item ich selbsten war weidlich froh, dieweyl ich itzo wieder daheim und a Kümmernis und Beschwerden einer so weiten Reys hinter mir lag. Ander Tags verfertiget ich eyn groß Relation über dieselbe for ein hochedel und hochweisen Rath unser lieben, freyen und Reichsst Cöllen.

*

Welch große Fährnis aber derer Reisender harret, dafor sey na folgende Affär eyn Exempel:

Es war im Monat Oktober anno domini 1765, da eyn Landchai des Aachener Bürgers Dionys Dreesen mit vielen Passagieren v Aachen nacher Cöllen fuhr. Dieweil die Täg nur kurz und die Pass giere annoch mit einbrechender Nacht in Cöllen seyn wollten, mußt die Rößlein wacker traben. Es begunnte aber allbereits dunkel werden, dieweyl die Chaise annoch eyn gute Stunde Weges hatte. stunden mit einmal viel bärtige Männer um den Wagen und hielt die Pferd an. In ihren Händen hatten sie lange Pistolen und v langeten alles Hab und Gut von denen Reisenden, so dieselben a mit viel Jammer und Klagen hergeben mußten, ansonsten die Räub sie wohl erschossen hätten. Diese nahmen dann annoch die Pferde m und die arme Passagiers mußten auf ihre eigene Füßen nacher Cölle laufen, allwo sie abends zu später Stund arrivierten. Sie brachte auch allsogleich ihre Klagen vor, aber dieweyl sothaner Ueberfall ni auf dem Territorio von dero freyen Stadt Cöllen passieret, sagete m ihnen nur zu, daß man die Affär an dero churfürstliche Durchlau Maximilian Friedrichen zu Cöllen referieren wölle. I gleichen sagte man den armen Beraubten, wasmaßen sie nicht die ei zigen seyen, so von Räubern ausgeplündert worden, dieweyl in jün ster Zeit nach denen großen Kriegen gar viel Gesindel die Straß unsicher mache, item allbereits eyn sonderlich kayserlich Manifest den hohen Reichsständen anbefohlen habe, durch häufige Streifen u Patrouillen das Land von sothaner Plag zu befreien. Letztlich sey auch zwei Räuber gefänglich eingebracht und maßen sie allbereit mehrere Menschen umgebracht, nach gerichtlichem Spruch durch d Strang vom Leben zum Tode befördert worden.

*

Verklungen ist das „Posthorn im stillen Land." Aber mit d entschwundenen Romantik kam eine neue Zeit. Daß unsere heutig Verkehrsverhältnisse doch bedeutend anheimelnder sind als jene v 200 Jahren, wenn man diese in ihrer nüchternen Wirklichkeit sieht, d dürften vorstehende wahrheitsgetreuen Schilderungen wohl beweise Wenn uns daher auch heute manchmal eine nervöse Ungeduld od eine stille Sehnsucht nach den versunkenen Zeiten anwandeln soll so brauchen wir die damalige Zeit nur ihres poetischen Zaubers zu en kleiden und wir Menschen der Gegenwart werden uns zweifellos b den bestehenden Verhältnissen bedeutend wohler fühlen.

Moderne Frauen. / Von Karl Pfleger.

In Nr. 40 des Sonntagsblattes „Das Himmelreich" findet sich ein offenes Wort zu einer ernsten Frage. Wir geben es mit einer Kürzung wieder:

Was ist mit den modernen Frauen? Nun, die Männer sind nicht mehr mit ihnen zufrieden. Heutzutage läßt die Presse Rundfragen über alles mögliche und unmögliche ergehen. Große Zeitungen haben solch eine Rundfrage bei ihren Lesern veranstaltet, um festzustellen, wie sie denken über die „modernen" Frauen. Und das Resultat ist beschämend: sie gefallen nicht.

Kein Wunder. Was sind diese „modernen" Frauen für Dinger? Jedenfalls sind es kuriose Dinger.

Man weiß nicht recht, was sie wollen. Wollen sie sich entkleiden, wollen sie sich verkleiden? Jedenfalls kleiden sie sich nicht. Jedenfalls wissen sie nicht mehr, welches Kleid ihnen paßt. Eine alte Frau mit weißen Haaren (die aber schwarz gefärbt sind) läuft herum mit der Haltung und dem Kleid eines jungen Mädchens — und zieht es vor, eine lächerliche Gans zu sein. Und ein junges Mädchen sieht aus wie ein sonderbarer indischer Fürst, der zufällig in den Farbenkübel eines Malermeisters gestolpert ist. Vielleicht aber — o schrecklichster der Schrecken für ein Männerauge! — tragen sie noch kurz geschnittene Haare! Und so sehr sie auch, die alten und die jungen, die schönen und die häßlichen, der Mode nachrennen, die jedes neue Jahr das Gegenteil von dem kommandiert, was sie im alten Jahr als „schick" vorgeschrieben hat — es fehlt ihnen von allen Reizen der notwendigste: es fehlt die einfache und unverdorbene Weiblichkeit.

Meint ihr, es ist ein Zufall, daß gerade in der modernen Zeit die Hochachtung der Frau in so erstaunlicher Weise zu sinken beginnt? Daß gerade in den Großstädten, in denen das Gesetzbuch weiblicher Eleganz diktiert wird, die Frau am ersten und am meisten ihrer Würde beraubt wird? Daß sie, in andern Zeiten die reine, edle Gehilfin des Mannes, zur Modepuppe, zum bloßen Hausziertat oder gar zum verächtlichen, für Geld käuflichen Vergnügungsartikel heruntersinkt? Wie ist es möglich geworden, daß heutige Schriftsteller — und manchmal gerade solche, die in ihrem tiefsten Herzen direkt ein Heimweh nach dem echten, edlen Weib haben — die Frauen so tief heruntersetzen?

Ich weiß zunächst keine andere Erklärung als die, daß die Frauen sich selber zu allererst heruntergesetzt haben. Sie haben sich selbst erniedrigt. Es braucht nur das gedankenlose und herzlose Benehmen, das freie, ungenierte, freche, emanzipierte Auftreten, die oberflächliche dumme, immer nur auf den Mann spekulierende, immer nur affenhafte der Mode nachjagende Wesen so vieler Mädchen und Frauen, es braucht mit einem Wort nur diesen Mangel an Seele und an echter schlichter Weiblichkeit, um jeden tiefer angelegten Mann mit Mißbehagen zu erfüllen.

„Diese weiblichen Mißverständnisse", so klagte letzthin ein solche in einer mondänen Zeitung, „schaffen eine menschliche Gesellschaft ohne Glück".

Und das ist die erste Seite dieser Frage. Es ist wirklich ein Unglück, daß ein sehr großer und leider tonangebender Teil der Frauenwelt das Geheimnis wahren Frauentums verloren hat.

Das Geheimnis des wahren Frauentums, der tiefen, reinen Weiblichkeit? .... Nur wenige haben jenen stolzen Mut zur Wahrheit, den der weltbekannte protestantische Schriftsteller Fr. W. Foerster in der Diskussion der großen sittlichen Probleme der Gegenwart bekundet. Für ihn besteht nicht der geringste Zweifel, daß edle Frauenart und tiefer, ritterlicher Mannesrespekt vor der Frau einen religiösen Ursprung hat.

Er schreibt: „Als der vom Christentum ergriffene Mensch im Mittelalter begann, um der „Himmelskönigin" willen die Frau zur Königin zu machen, um des vollendeten Weibes willen das unvollkommene Weib zu ehren und zu feiern, als ihm Maria geholfen, das Höhere im Weib zu entdecken — da erst wurde die Beziehung des Mannes zur Frau eine Quelle großartig erhebender Wirkungen. . . . Maria zum Schutz Evas — und zum Schutze unseres alten Adam!"

Wahrhaft goldene Worte! Beschämen sie nicht viele Katholiken, die Marienverehrer sein wollen? Ihr Frauen wenigstens solltet nie die durch zweitausendjährige Erfahrung erhärtete Wahrheit vergessen: das Weib steigt oder fällt in dem Grad ihrer Marienähnlichkeit.

Lustige Ecke.

* **Gänseologie.** Eine Dame sitzt mit ihren beiden Töchtern im Restaurant. Sie bestellt Gänsebraten. Der Kellner kommt zurück und bedauert, Gänsebraten sei nicht mehr zu haben. Er empfiehlt Entenbraten. Damit ist man einverstanden. Der Kellner ruft nun nach der Küche hin laut durch das Lokal: „Also für die drei Gänse dreimal Ente!"

* **Der unpünktliche Ehemann.** Sie hatten eine kleine Auseinandersetzung, weil er zu spät zum Essen kam. „Du kommst immer zu spät," sagte sie, „sogar zu unserer Hochzeit bist du zu spät gekommen." „Ja," sagte er traurig, „aber leider nicht spät genug."

Die Kölner Zünfte

ihre Wappen, Patrone und Siegel, nebst Lage der Zunfthäuser.

Von Peter Paul Trippen.

Zur Zeit der Kreuzzüge (1096—1270) schlossen sich in den meisten Städten Europas die selbständigen Handwerker zur Wahrung ihrer Interessen zu Vereinigungen, Zünfte oder Gaffeln, zusammen. In den Kölner Quellen kommt das Wort „Zunft“ allerdings erst sehr spät vor. An seiner Stelle hieß es „Brüderschaf“, „broderschaf“, „ampt“ oder lateinisch „fraternitas“. Ueber die Anfänge der Zünfte in Köln sind wir sehr schlecht unterrichtet. 1255 entstand die Zunft der Hutmacher, um 1150 die der Wolltuch- und Schleierweber, 1180 die der Drechsler, und der älteste uns überlieferte Zunftbrief der Bettdeckenweber stammt aus dem Jahre 1149.

Der Vorsitzende einer Zunft hieß „Bannerherr“ und wurde in seinen Amtsgeschäften von den Amtsmeistern und Gaffelboten unterstützt. Die übrigen Mitglieder einer Zunft hießen Amts-, Zunft- oder Schildbrüder. Zur Zunft zugehörig waren außerdem noch die Knechte oder Knappen (Gesellen) und die Lehrlinge. Sie hatten aber zu den Zunftgelagen (=Zusammenkünften) keinen Zutritt. Die Zunftgelage fanden in einem eigenen Zunft- oder Gaffelhause statt; dessen erstes Stockwerk zu einer Zunftstube eingerichtet war. In dieser stand an erhöhter Stelle der besser ausgestattete Sitz des Bannerherrn; zu beiden Seiten standen die Stühle der Amtsmeister, denen sich die Sitze der übrigen Zunftbrüder anschlossen. An den Wänden hingen die Schilder (Wappen) der Mitglieder der Reihe nach, wie sie in die Zunft aufgenommen worden waren. In einem eisenbeschlagenen Schreine lagen wohlverwahrt die wichtigsten Schriftstücke und Zunftbriefe. Das Leben und Treiben auf der Zunftstube war durch eine besiegelte Ordnung geregelt, über deren Befolgung der Bannerherr und die Amtsmeister zu wachen hatten. Im Untergeschoß der Gaffel war die Rüstkammer, in der Waffen, Brandeimer, Schrotbäume, Baldachin, Tortschen (Fackeln) und Zunftfahne aufbewahrt wurden. In späteren Zeiten wurde die Zunftfahne im Hause des jedesmaligen Bannerherrn aufbewahrt.

Nach der unblutigen Revolution des Jahres 1396, durch welche die Stadtherrschaft der Zünfte begründet wurde, gab es in Köln 22 Zünfte. Ein jeder Kölner Bürger mußte einer dieser Zünfte angehören; denn von nun an bildeten die Zünfte die Grundlage der städtischen Verwaltung. Sie wählten den Rat der Stadt, der aus 2 Bürgermeistern, 36 Senatoren und 13 sogenannten Gebrechsherren (Zugewählten) bestand. Die Zünfte wurden nun auch militärisch eingerichtet. Sie bildeten 8 Regimenter zu 54 Kompagnien. Diese unterstanden den vom Rate ernannten Hauptleuten. Jeder Zunftbruder mußte seine Waffenausrüstung selber stellen. Die Zunftknechte und Lehrlinge erhielten die Waffen aus dem Zunfthause. Alle waren belehrt, was sie zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zu tun hatten. Einem jeden Zünftler war bekannt, welche Tore, Türme, Mauern er im Falle eines Angriffes auf die Stadt bewachen und verteidigen mußte.

Die demokratische Verfassung der Stadt war in dem Verbundsbriefe der 22 Zünfte, den der Stadtschreiber Gerlach vom Hauve entworfen hatte, festgesetzt und am 24. September 1396 verkündet und beschworen worden. Diese Urkunde befindet sich mit einer neueren Uebertragung ins Hochdeutsche im historischen Museum des Hahnentores.

Die einzelnen Zünfte oder Gaffeln waren:

1. Wollenweber. Zu ihnen gehörten die Tuchscherer, Weißgerber, Tirteyweber, Tuchbereiter, Tuchplätter und Wollfärber. Sie wählten vier Ratsherren. Wappen: Ein in vier Felder geteilter Schild, in dem sich ein dreitürmiges Tor und ein Baum wiederholen. Patron: St. Severus, Bischof, den Stab und das Messer, das Werkzeug seines Martyrertodes, haltend. Das Zunfthaus war seit 1412 das Haus „Zum alten Plunder“ in der Matthiasstraße 150, gleich der heutigen Nummer 9. An seiner Stelle stehen jetzt drei Wohnhäuser.

2. Ritterzunft Eisenmarkt. Sie bestand aus Kaufleuten und ursprünglich Eisenhändlern. Sie wählten zwei Ratsherren. Wappen: Behelmter Kopf in einem Kettenpanzer. Schutzherr: St. Reinerus, geharnischter Krieger, eine Lanze haltend. Das Siegel zeigt einen bärtigen Kopf mit einer Mütze und führt die Umschrift: S. der ghesellschaf op me isenmart. Zunfthaus: Am alten Ufer Nr. 2858 = 51. An seiner Stelle steht jetzt das Gewerbehaus.

3. Ritterzunft Schwarzhaus, zu der auch die Blaufärber und Waidhändler (Waid = Farbstoff) gehörten, wählte zwei Ratsherren. Wappen: Mohrenkopf in einem Blumenkranze. Patron: St. Maria mit dem Jesuskinde und der römische Feldherr Marcus Agrippa, der erste Gründer Kölns. Zunfthaus: „Haus Schilderich“ in der Streitzeuggasse Nr. 5005 = 8. Dort ist jetzt das Kloster und Mägdehaus.

4. Goldschmiede, vereinigt mit den Goldschlägern und den Goldspinnerinnen, wählten zwei Ratsherren. Wappen: Drei Deckelpokale (zwei oben, einer unten), das zwischen ein Ring. Schutzherr: St. Eligius, Bischof, den Stab und einen Kelch mit einem Kreuzdeckel haltend. Zunfthaus: „Zum goldenen Horn“, vor St. Laurenz Nr. 2059; heutige Bezeichnung: Unter Goldschmied Nr. 1. Daselbst steht jetzt das Geschäftshaus der weltberühmten Firma Johann Maria Farina, gegenüber dem Gülichplatz.

5. Ritterzunft Windek, ursprünglich die Englandfahrer. Wappen: Ein großes W. Patronin: St. Maria mit dem Jesuskinde. Zunfthaus: „Neu-Windek“ auf dem Altermarkt Nr. 1518. Es wurde 1839 bei Anlage der Zollstraße, die an dieser Stelle in den Altermarkt einmündet, abgebrochen.

6. Buntwörter (Kürschner), wählten zwei Ratsherren. Wappen: Ein viergeteilter Schild; im ersten und vierten Felde ein aufspringender Löwe, das zweite und dritte Feld mit heraldischem Hermelin besetzt. Patron: St. Agilolfus, Bischof von Köln, im Ornat mit Stab. Zunfthaus: „Haus Kleingedank“. In der Höhle Nr. 1881 = 23. In dem Hause befand sich zuletzt die Tabakfabrik von Heinrich Joseph Du Mont, nach deren Verlegung nach Köln-Sülz wurde es 1914 abgebrochen. Nunmehr ist dort der Hofraum des Hauses „Neuerburg“ am Gülichplatz.

7. Ritterzunft Himmelreich, wählte zwei Ratsherren. Wappen: Sonne, Mond und Sterne, nebst einer Krone, die auch im Siegel wiederkehren. Schutzherrin: St. Maria mit dem Jesuskinde. Zunfthaus: „Zum Wynke“ aufm Himmelreich Nr. 1199 = 5. Nach der Gaffel hat die Straße ihren Namen. Heute stehen an Stelle des Zunfthauses zwei Wohnhäuser.

8. Maler (Schilderer), dazu die Wappensticker, Sattler, Glasmacher, Bildschnitzer, wählten einen Ratsherrn. Wappen: viergeteilter Schild; oben links drei Schildchen, rechts ein Kreuz, unten links ein Sattel, rechts drei Rauten. Patrone: St. Lukas, der Evangelist, und St. Evergislus, Bischof von Köln, im Ornat. Zunfthaus: „Zum Rosenbaum“, Schildergasse Nr. 5992 = 15/17. (Siehe auch Zunfthaus der Schneider Nr. 17.)

9. Ritterzunft Aren d. h. Adler, der die Riemenschneiderzunft zugeteilt war, wählte zwei Ratsherren. Wappen: Adler mit gespreizten Flügeln. Schutzherrin: Maria mit dem Jesuskinde. Zunfthaus: „Zum Aren“ Aufm Fischmarkt Nr. 1479, später Lagerhaus im Freihafen, nunmehr abgebrochen.

10. Steinmetzen, mit ihnen vereinigt die Zimmerleute, Holzschnitzer, Schreiner (Kistenmacher), Bildhauer, Kannenbäcker, Dachdecker, Pliesterer und Schleifer. Sie wählten einen Ratsherrn. Wappen: Dreigeteilter Schild; oben drei Kronen nebeneinander, unten links zwei gekreuzte Beile, rechts zwei gekreuzte Hämmer. Patrone: St. Johann Baptist und St. Johann der Evangelist. Das Zunfthaus befand sich von 1483 ab Hinter St. Marien Nr. 911 = St. Marienplatz Nr. 8. Dort steht nunmehr das Vereinshaus der Gesellschaft Erholung. (Schluß folgt.)



Sturzacker.

Zwischen den fahlen
grasgenarbten schmalen
Wegen sieh die scharfen Zeilen
brauner Wälle.
die von des Hügels Helle
zum düsteren Tale eilen.

Unter der rissigen Krume
in der Tiefe Urheiligtume
sammeln sich in des Dunkels Hülle
lichtverlangende Erdenkräfte,
erdgewordene Himmelssäfte
in unendlicher Fülle.

Bis die heimlichen Quellen
über die Ränder schwellen,
satt von lebengebendem Segen,
ruht die mütterliche Erde
göttlichneuem „Werde!“
in Demut entgegen,

Totenläuten.

... gling — glang... springt vom Turm
... glang — gling... in den Sturm
der Glockenklang — geling-gelang ...
wie Mannesseufzen, tief und bang.

... geling-gelang geling ... der Wind!
... gelang-geling... weint da ein Kind —
... geling-gelang ... zum Muttergrab
die Gassen auf, die Gassen ab?

... ling — lang — lang — ling...
Wo sich nur der Klang verfing? —
... geling-gelang ... da kommt er schwer
wie Totenwagenrollen her.

... gling — gelang... fällt er dumpf
wie Schaufeln Erde auf den Rumpf —
... glang — glang — gling ...
— und — ver-=- ging ...

Einsames Feldkreuz.

über der Bank,
vom Wetter verborgen und stillem Leide,
aus Dornengerank
gen Himmel und Heide
ragt der tote Erbarmer
stumm in den blassen
Novembertag —
allum
von Gott und Menschen verlassen.

Phil. Schneider, Kerpen.

Aus einem geistlichen Sonettenkranz.

Aufbau Jerusalems unter Nehemia (444 v. Chr.)

Die Hände dampfen. Knarrend gehn die Achsen,
die Mauer steigt, es schließt sich Spalt um Spalte.
Wetteifernd mühen junge sich und alte.
daß Tor und Türme trutzgefestet wachsen.

Zum Kampf bereit, des Hornsignales harren
viel Tausende mit Schildern, Bogen, Speeren,
neidscheelen Nachbars bösem Arg zu wehren —
So neigt der Tag, doch nimmer ruhn die Karren.

Und, die gerüstet, legen ab die Wehre,
den Schlaf verwindend, um das Werk zu schaffen;
doch jene stehn auf Warte in den Waffen,

bis bleichend heimwärts ziehn der Sterne Heere.
Und wieder zieht der Morgenröte Lachen
des Wechsels Gang im Wirken und im Wachen.

Aloys Jaekel.

Wie der Bürgermeister von Odenthal in den Himmel gekommen war

Humoreske von Clemens Heibach.



Es war in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Ein kalter Nordwind rüttelte an den Fenstern des Bürgermeisteramtes. Auf dem Schulhof gegenüber spielten die Kinder in der Morgenpause. Die frischen Bubengesichter waren von der Kälte gerötet und die fadenscheinigen Röckchen der Mädchen flatterten im Wind. Der Bürgermeister stand am Fenster und schaute dem munteren Treiben eine Weile gutmütig zu. Dann aber griff er unvermittelt nach der Taschenuhr. In die Stirne unter der erhabenen Glatze trat eine tiefe Furche, der dicke fuchsige Schnurrbart zog sich ärgerlich nach unten und die zwei scharfen Augen unter den fuchsigen Augenbrauen blieben an der blauen Aktenmappe auf dem Pulte haften. In dieser Aktenmappe lag der alte Etat und der Voranschlag für den neuen. Im großen ganzen waren die Papiere in guter Ordnung: nur der Posten für die Armen war um ein Beträchtliches überschritten. Es ist dies nun zwar eine Sache, an der wohl die Engel im Himmel wie auch die Menschen auf Erden nur ihre Freude haben können. Aber der Odenthaler Gemeinderat hatte damals seine eigenen Gedanken über diesen Punkt. Und das war der Grund, warum der Herr Bürgermeister, der sonst groß und breitschulterig durch die Straßen ging wie ein Herrscher aller Reußen, an diesem Tage etwas unsicher war in seinem kommunalen Gewissen.

Der Sekretär am Pulte räusperte sich, um die unbehagliche Stille zu unterbrechen, stand auf, schob drei Holzscheite in den großen Zylinderofen und rückte die vier Stühle zurecht, die dem alten Wachstuchkanapee gegenüberstanden. Und es dauerte nicht lang, da kamen die Mitglieder des Gemeinderats der eine hinter dem anderen in die Stube, um der Vorberatung zu pflegen, die darnach im Kaltschen Saale pflegte zu Ende geführt zu werden. Der Bürgermeister war gerade daran, auf allerhand Umwegen die Gemüter in die rechte wohlmeinende Verfassung zu setzen, als es an der Türe klopfte. Auf das Herein des Sekretärs trat eine ärmlich gekleidete Frau ein und näherte sich schüchtern dem Sitze des Gestrengen. Sie mochte wohl fünf Minuten gestanden haben, als ein Seitenblick über die tiefsitzende Goldbrille sie zum Sprechen aufforderte. Unter bitteren Klagen schilderte sie, wie ihr Annemariechen sich beim letzten Regenwetter erkältet hätte, weil es mit zerrissenen Schuhen zur Schule gehen müßte, und bat, man möchte ihr doch ein Paar Schuhe aus der Armenkasse geben. Da hoben sich die Augenbrauen des Bürgermeisters, die Zornesader schwoll und mit ziemlich unsanften Gebärden hieß er die Bittende, sich verabschieden und rief ihr nach, sie habe ohnehin schon genug aus der Armenkasse erhalten.

Weinend ging die Frau auf Pistershausen im Scherftale zu. Wo der Dhünbach dicht an der Straße vorbei fließt, begegnete ihr der alte Röttgen, das Faktotum des gewaltigen Herrn Bürgermeisters. Er versah das Amt eines Wegewärters, war klein und dick von Gestalt und sein Charakterkopf glich auffallend dem des Bürgermeisters. In seinem grünen Jägerhütchen mit Sturzfeder, dem gebogenen Eichenstocke und der nie fehlenden Jägerpfeife mit grünen Troddeln, war er eine markante Straßenpersönlichkeit. Er war die „rechte Hand" des Gestrengen, mußte alle Neuigkeiten sowie die Gesinnungen der Gemeindebewohner aufstöbern und übermitteln. Dabei hatte er immer einen guten Humor und wußte dem Herrn Bürgermeister je nach Ort und Zeit mit allerhand lustigen Erzählungen aufzuwarten.

Als ihm die Vorbeigehende den Morgengruß entbot, erwiderte er: „Guten Morgen, Annemarie! — Annemarie warum kreischst du?" — Da erzählte die Aermste unter Schluchzen und Klagen, wie der Bürgermeister sie so schroff abgewiesen und sie müsse doch mit ihrem Kinde Hunger leiden. „Annemarie, kreisch nit, ich werde den Herrn sprechen, du bekommst ein paar Schuhe", sagte Röttgen und klopfte ihr zur Bekräftigung seiner Worte auf die Schulter.

Der Straßenwart Röttgen nahm seine Hacke über die Schulter, rückte sein Hütchen zurecht, und ehe er an die ersten Häuser kam, wußte er, wie er es anzustellen habe. Er ging geradewegs in die Bürgermeisterei, grüßte mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt die Herren Gemeinderäte und setzte sich kurzerhand auf das Kanapee. Hier saß er manchmal stundenlang, die Hände auf den Krückstock gestützt, bis er über die Goldbrille her beobachtet wurde. Heute aber, und ganz besonders, weil die Befürchtungen über das vorliegende Budget sich bereits in Wohlgefallen aufgelöst hatten, sah ihn der Herr Bürgermeister sofort seitwärts über die Brille an mit der Frage: „Röttgen, was gibt's Neues?" Dieser strich sich mit Würde den Schnauzer, lugte nach rechts und links und hob sich mechanisch von seinem Sitze. „J—ja, es gibt nicht viel Neues; aber, aber — ich habe über Nacht einen schrecklichen Traum gehabt, der mir den ganzen Morgen nicht aus dem Kopfe will. Ich habe nämlich geträumt, der Herr Bürgermeister sei gestorben." — „Hollah, Röttgen, das wird wohl noch so bald nicht wahr sein," fiel ihm der Bürgermeister in die Rede. „Nichts für ungut, fuhr Röttgen fort, „ich wünsche Ihnen trotzdem die Himmelsseligkeit, die ich geschaut habe. Wie Sie nun gestorben waren, war ich vor Leid untröstlich, denn wer sollte mir nun ein solches Wohlwollen entgegenbringen, wie mein lieber Bürgermeister es getan. Ich bat den lieben Gott flehentlich, er möchte mich auch sterben lassen. Mein Gebet wurde erhört und plötzlich war ich am Eingange des Himmels. St. Petrus war sehr freundlich gegen mich, warum, das wußte ich nicht. Und er zeigte mir all die Herrlichkeiten des Himmels der Reihe nach. Da saßen ganz unten eine Menge Landräte, die mußten bis in die Ewigkeit Steuerlisten schreiben, weil sie auf Erden den armen Leuten zuviel Steuern aufgebürdet hatten. Und Petrus sagte: „Hier wird jedem vergolten nach seinen Werken." Dann kamen die Herren Bürgermeister. Ach, es waren nicht viele. „Nur diejenigen, die Barmherzigkeit geübt haben auf Erden, werden hier besonders belohnt," erklärte Petrus weiter. „Ach, dachte ich, da muß der Herr von Odenthal gewiß dabei sein; aber vergebens suchte ich nach Ihnen. Ich fragte den hl. Petrus: „Wo ist denn der Herr Bürgermeister von Odenthal, dieser barmherzige Herr, der doch stets das Flehen der Witwen und Waisen berücksichtigte; der mehr gab, als er durfte?" Da richtete sich der Hüter des Himmels in all seiner himmlischen Hoheit auf und sagte: „Dieser barmherzige Herr verdiente eine besondere Auszeichnung; er ist ganz nahe am Thron Gottes." Da ließ ich den Heiligen stehen und wollte vorauseilen. Aber ich mußte mit den Händen die Augen schützen, wegen all der Herrlichkeit und Schönheit, die sich mehrte, je näher ich auf den leuchtenden Thron zukam. Da, endlich gewahrte ich eine große Glatze, auf der sich die Himmelsstrahlen widerspiegelten und richtig, da saßen der Herr Bürgermeister ganz wonnetrunken. Leise schlich ich mich hinter Sie heran und flüsterte Ihnen in's Ohr: „Ach, Herr Bürgermeister, wie verdienten Sie die große Gnade, hier die ganze Seligkeit zu genießen?" Ohne umzublicken, sagten Sie mit himmlischer Würde: „Ja, Röttgen, das habe ich nur dem Umstande zu verdanken, daß ich dem Kinde der Pistershauser Annemarie ein Paar neue Schuhe gegeben habe."

Als Röttgen dieses erzählt hatte mit vieler Gelassenheit, da erhob sich ein tobendes Gelächter unter den Herren vom Gemeinderate. Der Bürgermeister aber sah den Wegwart Röttgen an, daß dieser es für geraten hielt, die Türe in die Hand zu nehmen und seine Gegenwart vorläufig in den Garten zu verlegen.

Es dauerte aber nicht lange, da klopfte einer der Gemeinderäte auf das Fenster und winkte, hereinzukommen. Da wußte Röttgen, daß die Sache gut ging, er blieb jedoch mit gut gespielter Schüchternheit an der Türe stehen, während der Bürgermeister schrieb. Der gab ihm mit dem üblichen Seitenblick ein Schreiben und forderte ihn auf, dasselbe sofort nach Pistershausen zu bringen, im übrigen aber zu sorgen, daß auch er in den Himmel komme. Schmunzelnd, daß ihm der Streich gelungen, troddelte Röttgen nach Pistershausen und überreichte der Annemarie mit Amtsmiene den Schein, worauf geschrieben stand: „Gut für ein Paar Kinderschuhe. Die Armenverwaltung der Gemeinde Odenthal. gez. N. N., Bürgermeister."



Winters Ankündigung.

Als früh ich heute morgen
ins Freie wollte geh'n,
da sah ich den Herrn Winter
am Gartenzaune steh'n.

Die ersten Morgenlichter
spielten auf seinem Bart,
und seinen Mantel schmückten
Demanten schönster Art.

Ich sah ihn heimlich staunend
so von der Seite an,
da lachte er ganz schelmisch
und räusperte sich dann.

Das klang aber recht frostig,
der ganze Garten fror.
Drob kratzt' sich König Winter
gewichtig hinter'm Ohr.

Die blauen Augen blitzten
wohl in kristall'nem Schein,
er schwang sein Königszepter
weit in das Land hinein.

Auf Gräsern, Blättern, Blümchen,
auf jedem Baum und Strauch,
hingen die Silberfädchen
von seinem Eiseshauch.

Da sprang am Himmel plötzlich
ein goldenes Törchen auf,
draus hüpften die Sonnenstrahlen
hervor in eiligem Lauf.

Die tanzten dem König Winter
keck auf der Nase herum,
der wußte sich nicht zu helfen
und sah verblüfft rundum.

Weil er nicht konnt' ertragen
das Kitzeln auf der Haut,
hat er in heller Verzweiflung
den weißen Bart sich gekraut.

Der sieggewohnte Winter
nahm da gar bald Reißaus.
Die Sonnenstrahlen alle
lachten ihn kräftig aus.

Doch rief er noch von weitem:
„Na, wartet, ihr Schlingel, ihr!
Nicht lange mehr wird's dauern,
Dann ist hier mein Revier!"

Maria Meyer.



Die Königsglocke.

Von Karl Meller.

In einem Lande, weit weg von hier, liegt eine große Stadt an einem herrlichen Strome. Die mächtige Domkirche ist ihr Wahrzeichen, weithin berühmt, eine der größten ihrer Art und ein Meisterwerk der Baukunst. Fern in das Land hinaus winken ihre mächtigen Türme und Friede herrscht allenthalben.

Doch ist es nicht immer so gewesen. —

Vor vielen Jahren einmal war Krieg ausgebrochen. Der König des Landes hatte seine Mannen aufgerufen und war mit ihnen gegen den Feind gezogen. Er hatte diesen geschlagen und viele Beute gemacht. Als nun der Friede wiederhergestellt ward und die siegreichen Truppen in die Stadt einzogen, nahm der König, der ein frommer Mann war, die Gelegenheit wahr und befahl, aus einer Anzahl erbeuteter feindlicher Kanonen eine große Glocke zu gießen. Sie wurde die größte im ganzen Lande und er schenkte sie der hohen Domkirche. Er selbst und das Volk nannten sie die Königsglocke. Sie sollte ein Symbol des Friedens und der Größe seines Hauses sein. —

Eines Tages nun wurde ein altes Weiblein vor den König geführt. Sie sagte, sie sei eine Wahrsagerin und sie verkündete, daß mit dem Bestand der Glocke die Macht des Königshauses und der Besitz des Thrones verbunden sei. Man möge die Glocke wohl in acht nehmen und sie stets in Ehren halten. —

Der König hörte wohl, was die Alte sagte, auch seine Umgebung, doch niemand glaubte, und bald war das Weiblein wie auch die Verheißung vergessen. —

Jahre vergingen. Der König war schon lange tot und seine Nachkommen regierten mächtig und in Frieden. Da plötzlich hallte wieder der Kriegsruf durch das Land. Alle eilten zu den Waffen und gegen den Feind. Der König selbst führte das Heer und ward siegreich, wo er schlug. Trotzdem zog sich der Krieg infolge der Anzahl der Gegner länger hin und das Material wurde knapp. Der König befahl, daß man alles Verfügbare heranschaffen und für den Kampf dienstbar machen sollte. Nach einigem Widerstreben ordnete er sogar an, die Königsglocke aus dem Turme zu nehmen. Ihr Erz sei notwendig, und um den Frieden einzuläuten, könne man später eine neue Glocke gießen. Viel größer und schöner sollte sie noch werden.

Es kam also nun der Tag, daß man die Glocke in kleine Stücke zerschnitt, so wie sie im Turme hing, und dieselben dann in die Geschützgießereien brachte.

Gar mancher schüttelte den Kopf, doch tröstete ihn der Gedanke, daß eine neue Glocke, eine bessere, an ihre Stelle treten werde, sobald der Krieg zu Ende und Friede sei. An die Verheißung dachte niemand. Sie war ja vergessen. —

Es dauerte nicht lange mehr, nachdem die Glocke aus dem Turme genommen war. Der Krieg ward trotz aller Siege verloren. Der König mußte fliehen. Er wurde abgesetzt und mit seinem ganzen Hause suchte er obdachlos Schutz in fremdem Lande. —

Bei dem Sturme, der durch das ganze Land ging, und der Archive und Bibliotheken öffnete, fand man auch eine alte Schrift. Eine Aufzeichnung der vergessenen Prophezeiung über die Verknüpfung des Schicksals der Königsglocke mit dem des königlichen Hauses.

Nun erhoben sich viele, diejenigen, die früher nur die Köpfe geschüttelt, und erklärten, die Zerstörung der Glocke sein ein Unrecht, ein Frevel gewesen. Auch ohne die Warnung der Alten hätte man es nicht wagen dürfen, Hand an dieselbe zu legen. — Nun sei es zu spät, das Unglück da. Vergebens warte man auf das Geläute der wahren Friedensglocke. —

Das Goldfingerchen.

Nach Curtmann.

Das Goldfingerchen hatte einen Ring angezogen, der mit Perlen und Edelsteinen besetzt war; die glänzten wie der Sonnenschein auf dem Wasser. Da wurde das Goldfingerchen hochmütig; es wollt nicht mehr mit den anderen Fingern gehen und sagte: „Ich bin mehr als ihr alle!" Als die übrigen Fingern das hörten, wurden sie böse, und der Daumen sprach: „Wenn du nicht mehr mit uns gehen willst, so wollen wir auch nicht mehr mit dir gehen und dir gar nicht mehr helfen." Und so blieben sie drei Tage lang unfreundlich gegen einander.

Da wollte das Goldfingerchen ein Blümlein pflücken, aber der Daumen sprach: „Wir helfen dir nicht, weil du so hochmütig bist," und es mußte das Blümchen stehen lassen. Darauf wollte es eine Kirsche vom Bäumchen brechen; aber die anderen Finger wollten nicht helfen, weil es hochmütig war, und es mußte die Kirsche hängen lassen. Dann wollte es ein Strümpflein stricken; allein die anderen Finger wollten nicht helfen, weil es so hochmütig war, und es mußte die Stricknadel fallen lassen.

Da sah es, daß es nichts machen konnte ohne die anderen, und es tat ihm leid, daß es so hochmütig gewesen war. Es weinte laut und bat die anderen Finger um Verzeihung. Da das die anderen Finger sahen, wurden sie ihm wieder gut, und sie halfen ihm auch wieder. Und von der Zeit an wurden die Finger nie mehr uneinig.

Raubritter.

Wenn wir Raubritter spielen wollen, so müssen wir uns zu einer großen Spielerschar versammeln, und zwar auf einem weiten, geräumigen Spielplatz. Einen Mitspieler wählen wir zum Raubritter. Auf dem Spielplatz ziehen wir zwei parallel laufende Striche in den Sand, in einer Entfernung von drei Metern und so lang, wie der Spielplatz selbst, oder wie der Raum, den wir zum Spiel beanspruchen. Zwischen diesen Strichen liegt das Gebiet des Raubritters, hier lauert er den harmlosen Reisenden auf. Reisende sind alle übrigen Spieler, und sie verteilen sich gleichmäßig hüben, und drüben, außerhalb der beiden Striche. Nun schreitet der Raubritter auf seinem Gebiet hin und her, und sobald er „Hallo" ruft, müssen die Reisenden von hüben und drüben über sein Gebiet hinweglaufen. Erst wenn sie über den jenseitigen Strich gelangt sind, kann er ihnen nichts mehr anhaben; derjenige aber, der etwa im Gebiete des Raubritters von ihm angeschlagen wurde, ist sein Gefangener. Diese zwingt der wilde Rittersmann, an seinem Raubgeschäft teilzunehmen. Sie werden seine Knappen. Alles wiederholt sich nun noch viele Male. Der Raubritter ruft „Hallo", und die Reisenden müssen über sein Gebiet zum jenseitigen Strich laufen. Der Raubritter mit seinen Knappen sucht Gefangene zu machen. Und je mehr Knappen er nach und nach bekommt, umso schwieriger wird natürlich das Überqueren seines Gebietes. Wer sich etwa beim Halloruf nicht getraut zu laufen, sondern hinter seinem Strich bleibt, ist aber nicht gerettet. Er muß sich gefangen geben. Das Spiel währt so lange, bis der letzte Reisende gefangen ist, und dieser letzte wird das nächste Mal Raubritter.

Hauswirtschaftliche Ratschläge.

Antworten.

F. M. 1. Eine über glühenden Kohlen erhitzte Zink- oder Kupferplatte, am besten einen Kupferdeckel, bedecke ich mit einem feuchten leinenen Tuche und lege die Kehrseite der Stoffe mit den plattgedrückten Stellen darauf. Diese Stellen bürste ich sehr aufmerksam, und ohne fest zu drücken, leicht mit einer sehr weichen Bürste aus. Das Tuch darunter muß feucht bleiben.

2. Mit einem in verdünntem Salmiakgeist getauchten Lappen reibe man den Stoff, dann verschwinden die glänzenden Stellen und der Stoff wird wieder matt.

3. Hat die Quecksilberschicht Schaden gelitten, dann ist jedes Mittel, den fleckigen Spiegel wieder herzustellen, umsonst. Ist diese aber noch unbeschädigt, dann mische man gepulverte, gebrannte Magnesia (Drogerie) mit reinem Benzin, tauche ein Wattebäuschel in den Brei, überreibe damit den Spiegel und poliere mit einem Leinentuch oder Leder nach.

4. 1. Man drücke den Badeschwamm gut aus, bestreue ihn dann mit etwas gepulvertem Chlorkalium, wasche ihn tüchtig und trockne ihn. — 2. In heißes Wasser dürfen Schwämme nie gebracht werden, da durch solches ihre Zellsubstanz gestört wird und die Schwämme dadurch wertlos gemacht werden. Es empfiehlt sich, nach jedesmaligem Gebrauch in reinem Wasser auszuspülen und etwa alle acht Tage einmal in schwachem Essigwasser auszuwaschen.

5. Gegenstände aus Zelluloid kittet man, indem man die Bruchflächen für einige Augenblicke in Essigsäure taucht, sie dann aneinander fügt und festbindet. Da Zelluloid in Essigsäure lötlich, ist die Verbindung, sobald die Essigsäure verflogen, eine vollständige und die Bruchstelle kaum noch zu erkennen.

W. H. Ein Kitt für ein Aquarium setzt sich aus gleichen Teilen Glaserkitt und Mennigkitt (beim Mechaniker zu bekommen) zusammen, denen eine Kleinigkeit eines fetten Oels, z. B. Tran, zugesetzt ist. Diese Bestandteile müssen gut durch Kneten gemengt und nötigenfalls, wenn die Masse zu fest ist, durch Leinölfirnis etwas leichter knetbar gemacht werden. Dieser Kitt hat sich bestens bewährt. Lassen Sie sich den letzten Katalog von A. Glaschker, Tauchaerstr. 26, Leipzig, kommen, in welchem gebrauchsfähiger Kitt für Aquarium empfohlen wird.

A. P. Aus Ihrer Anfrage ist nicht zu ersehen, ob Sie Schnaken im Freien oder im Zimmer vertilgen wollen. Gegen Schnaken im Zimmer bestreichen Sie die Scheiben einer gewöhnlichen Laterne, noch besser einer großen Stallaterne, mit Honig, der mit einigen Tropfen Wasser verdünnt wurde, oder mit Fliegenleim und stellen die angezündete Laterne in die Mitte des Zimmres. Die Schnaken fliegen sämtlich nach dem Lichtpunkt und bleiben an den Scheiben kleben. Der Honig läßt sich wieder entfernen mit warmem Wasser, Fliegenleim reibt man mit in Benzin oder Terpentinöl getauchten Lappen ab. Letztere Arbeit darf aber nicht bei brennendem Licht gemacht werden. — Schnaken im Garten vertreibt man, indem man kleine Häufchen feuchter Sägespäne anzündet. Der aufsteigende Rauch der glimmenden Späne vertreibt die Schnaken. — Gegen Schnakenstiche schützt man sich, daß man mit einem in Anisöl getauchten Läppchen Hände und Gesicht überstreicht.

K. L. 1. 200 Gramm feingeschnittene Brennesselwurzeln werden in einem Liter Wasser und einem halben Liter starken Essig eine halbe Stunde gesotten und dann der Absud abgegossen. In Flaschen gefüllt, gut verkorkt, hält sich das Haarwasser jahrelang. Mit dieser Flüssigkeit wird der Kopf vor dem Schlafengehen gut gewaschen.

2. Sofort sind die noch frischen Flecken aus dem Kleidungsstück zu entfernen, sind sie einmal eingetrocknet, bleiben beim Reinigen meist Spuren zurück. Versuchen Sie es folgendermaßen: Man löse Soda in heißem Wasser auf, setze einen kleinen Teil Schmierseife und Terpentin bei und reibe mit gleichem Stoff die Flecken.

3. Kleine Störungen im Verdauungsgebiete sind meist schuld daran. Behandlung der eigentlichen Ursache hebt die unangenehme Erscheinung.

K. K. 25. Auf Ihre Anfragen in vorletzter Sonntagsbeilage sind noch verschiedene Antworten eingelaufen, welche wir Ihnen zuschicken, eine davon aber noch hier veröffentlichen: Gegen langwährenden Durchfall ist folg. Mittel gut: 20 Gramm Eichenrinde, 20 Gramm Tomentillwurzel untereinander vermischen. 1 Teelöffel auf ein Viertel Liter kochendes Wasser, den Tee vier Minuten aufkochen lassen. Jede Stunde pünktlich einen Eßlöffel voll kalt oder warm nehmen. Auch muß der Tee jeden Tag frisch aufgegossen werden. Dieses Mittel wirkt vorzüglich und hat schon vielen geholfen. Den Tee erhalten Sie im Kräuterhaus Blaubach.

M. H. Die Flecken entfernt man am besten, wenn man die Handschuhe in Benzinoform wäscht, indem man sie darin einweicht, ausdrückt und dies evtl. in reinem Benzinoform wiederholt. Falls nötig, wäscht man sie noch in lauwarmem Wasser mit guter Gallseife. Dann spült man einige Male in lauwarmem Wasser, dem letzten Spülwasser gibt man etwas Glyzerin zu, auf ein Trinkglas ungefähr einen Teelöffel. Die Handschuhe bleiben dann geschmeidig. Ehe sie ganz trocken sind, zieht man sie einmal über die Hand, damit sie wieder gute Form bekommen.

Anfragen.

1. Ich habe eine rauhe Gesichtshaut, wie ist diese weicher zu machen?
2. Seit längerer Zeit leide ich an entzündeten Augenlidern, können Sie mir ein Mittel angeben, das Besserung verschafft? M. R.

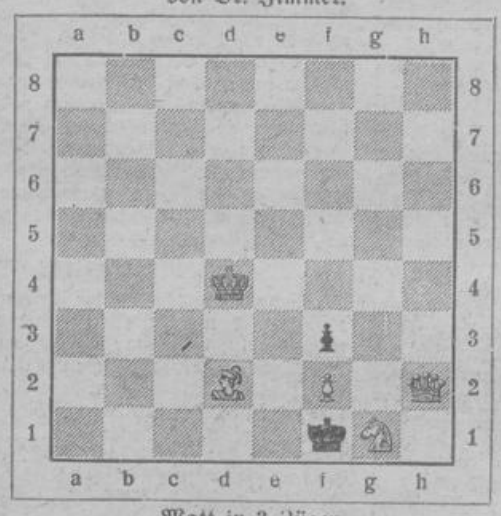
Wie beseitigt man vollständig eine Knotenbildung am Halse, die durch Tragen eines zu engen weichen Kragens entstanden und noch nicht weit vorgeschritten ist? K. W.

Wie sind Druckflecken aus Plüsch zu entfernen? V. S.

Spiel- und Rätselecke

Aufgabe Nr. 206

von Dr. Zimmer.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: K d 4 D h 2 L d 2 S g 1 B f 2
Schwarz: K f 1. B f 3

Lösung der Aufgabe Nr. 205

von Hogrefe.

Weiß: K b 4 T a 5 L c 8 B e 3 f 2 g 2 g 4 g 5
Schwarz: K e 4 L g 8 B d 6 e 6 f 7 (3 Züge) 1) T d 5 e × d 2) L f 5+ . . . 1) — e 5 2) T × d 6

Partie Nr. 254

am 10. Nov. in Köln gespielt, von Weiß gleichzeitig mit 35 anderen Partien. Rubinstein gewann 25, verlor nur 4 und machte 7 Remis. Die folgende ist wohl die einzige von ihm wirklich schwach geführte Partie.

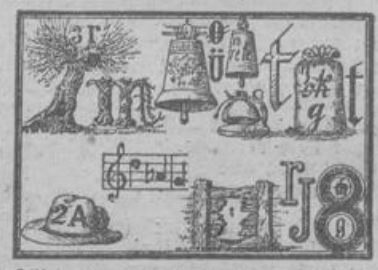
Weiß: Rubinstein. Schwarz: Hoffmann.
(Freie Schachvereinigung.)

1) e 4 e 5 2) f 4 S c 6 3) S f 3 d 6[1]) 4) S c 3 f 5 5) f × e[2]) d × e 6) L c 4 L c 5 7) d 3 h 6? 8) D e 2[3]) f 4![4]) 9) L b 5 D d 6 10) D 4[5]) L × d 4 11) S × d 4 D × d 4 12) D h 5+ K f 8 13) L × c 6 S f 6 14) D g 6 b × c 6 15) h 3 L e 6 16) T f 1 T a d 8 17) g 3 L × h 3 18) g × f 4 L × f 1 19) K × f 1 T d 6 20) f × e 5 D × e 5 21) L e 3 S d 5 22) D g 1 T f 6+ 23) K e 2 S × c 3+ 24) b × 2 D × e 4 u. gewann in wenig Zügen.

Anm. 1) Diese eingeschränkte Verteidigung ist nicht gut, da L f 8 schlecht entwickelt werden kann, wenn Weiß nicht im Zentrum tauscht. Daß Rubinstein dies hier tut, ist sein Kardinalfehler. 2) Weiß hätte im 4. Zuge L c 4 spielen sollen, um jetzt d 3 zu ziehen; da er dies unterlassen hat, sollte er jetzt d 3 ziehen, obwohl er sich den L f 1 damit einsperrt; Schwarz hat den Gegenkandidaten ja auch zu Hause gelassen. 3) Um L e 3 zu ziehen und kurz zu rochieren. Schwarz verhindert dies durch seinen nächsten Zug. 4) Damit stellt sich Schwarz gut. 5) Dies und die folgenden Angriffsversuche Rubinsteins sind von vornherein zum Scheitern verdammt. L d 2, 0—0—0, S d 5, c 3 usw. war geboten. Nun führte Schwarz die Partie gut und kräftig zu Ende.

Kleine Mitteilungen. Heute abend 7 Uhr spielt Spielmann, der interessanteste der Großmeister, in der Freien Schach-Vereinigung, Hotel Römer, simultan; morgen, Sonntag, nachmitt. 2 Uhr, in der Bürgergesellschaft, Zimmer 28, drei bis vier Beratungspartien. Zum Spiel sind nur Mitglieder des Kölner Schachklubs und der Freien Vereinigung zugelassen, als Zuschauer auch Gäste.

Bilder-Rätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Rösselsprung: Ihr Klimbimbimperer nach abends zehn
Zum Kuckuck mit euch allen,
Herr Drucker, drucke diesen Spruch
Mir Armen zu Gefallen.

Rätsel: Die Schreibfeder.

Abstrich-Rätsel: Wahn, Osmar, Hans, Ahorn, Waffe, Toga, Alaun, Bube, Stamm, Angst, Gries, Arno. — Was man hofft, glaubt man gern.

Ortsnamen-Umbildungs-Aufgabe: Culm (see Sen) heim Col (mar Ne) bra Bru (er Lau) cha La (ge Ra) statt Lau (ba Sel) ters Wu (strau Bing) ley.

Bilder-Rätsel: Je fester der Wille, desto näher am Ziele.